

Buchbesprechung

Esther Dischereit, Übungen jüdisch zu sein, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1998, 214 S., 18,80 DM

Esther Dischereits Aufsatzsammlung „Übungen jüdisch zu sein“ handelt vom Nach- und Weiterwirken des Nationalsozialismus in der nach 1945 geteilten Täternation Deutschland. Nur scheinbar nebenbei entdeckt die Schriftstellerin, Hörspielautorin, Publizistin¹ und Gewerkschaftssekretärin dabei auch ein schon älteres politisches Konzept neu: Die Gewerkschaften müssen auch Bürger- und Menschenrechtsorganisationen sein.

Esther Dischereit wurde 1952 in der Bundesrepublik geboren. Ihre Mutter hat die Shoah in der Berliner Illegalität überlebt. Sie wuchs in Hessen auf und studierte in Frankfurt am Main. Grundschullehrerin ließ man sie, die „regelrecht verrückt war mit Kindern“, obwohl sie 1971 das Staatsexamen, wegen ihrer Kandidatur für die „Roten Zellen“ nicht werden. So arbeitete sie von 1974 bis 1985 in der Druckindustrie und engagierte sich im ehrenamtlichen Bereich der Gewerkschaften. „Politisch war es ohnehin so, dass wir meinten, die Arbeiterklasse ist das revolutionäre Subjekt, und selbstverständlich musste ich dann auch da hin“, erklärt sie diesen Lebensabschnitt in einem Gespräch mit dem Historiker

Wolfgang Benz. Um auch über die beruflichen Qualifikationen der „Klasse“ zu verfügen, absolvierte sie 1981 eine Facharbeiterausbildung als Schriftsetzerin.

Seit Mitte der achtziger Jahre begann sie vom Schreiben für Rundfunk und Verlage zu leben. Sie beschäftigt sich seit 1988 - in der Gruppe „Ton-Gedichte“ - auch mit Tonwortklangimprovisationen. Sie erhielt verschiedene Stipendien und Preise. Zwischen 1991 bis 1994 wirkte sie als Bildungsreferentin für die ÖTV beim Neuaufbau der Gewerkschaften in den neuen Bundesländern mit. Seitdem hat sie Lesereisen in die USA unternommen, als „Fellow“ am Moses Mendelsohn Zentrum in Potsdam gearbeitet und in den USA neuere europäische Geschichte gelehrt.

Das Buch „Übungen jüdisch zu sein“ versammelt Essays der Autorin, die unterschiedlichste Themen behandel, z. B. die erste Begegnung mit Nelly Sachs, ihr eigenes Judentum, ihre Probleme mit der deutschen Nachkriegssprache, wiedergefundene Photos eines deutschen Soldaten aus dem „Polenfeldzug“, die sogenannte „Stunde Null“, die Bilder und das ehemalige Haus des Malers Liebermann, die Schriftstellerin Jeanette Lander, die gewerkschaftliche Nicht-Auseinandersetzung mit den Stasi-Akten, ihre Kritik an den deutschen PENs, die Linke und den Antisemitismus und ihre Beziehung zu Israel. In dem schon erwähnten Gespräch mit dem Historiker Benz spricht sie über ihr Leben und ihre Art des Schreibens.

1) Esther Dischereit, Anna macht Frühstück, München 1985; Esther Dischereit, Joemis Tisch, Eine jüdische Geschichte, Frankfurt 1988; Esther Dischereit u.a. (Hg.), Südkorea - Kein Land für friedliche Spiele, Reinbeck 1988; Esther Dischereit, Merry'n, Frankfurt 1992; Esther Dischereit, Als mir mein Golem öffnete. Passau 1997.

Die reine Aufzählung gibt jedoch keinen hinreichenden Eindruck von dem Buch. Auch mit einer ausgedehnten Inhaltsangabe der Aufsätze käme man nicht weiter. Dies hängt unmittelbar mit Esther Dischereits Art zu schreiben zusammen. In der Summe - so steht es auf dem Klappentext - sind die Texte „Annäherungen an ein Jüdisch-Sein, dem die Normalität von Herkunft, Familie, Tradition und Glauben durch die Ermordung der Menschen im Genozid abhanden gekommen ist.“ Die Texte handeln also nicht nur von Erinnerung, es sind „Übungen“ in der Auseinandersetzung, Wiederauflistung und Wiederfindung einer zerstörten Tradition.

Aber auch dies vermittelt nur einen vagen Eindruck. Wolfgang Benz zitiert in seinem Gespräch mit Dischereit die Neue Zürcher Zeitung. Die hatte über „Joemis Tisch“, die erste Geschichtensammlung der Autorin, geschrieben: „Keine ausgewogene, feingeschliffene, mundgerechte, eine peinigende und empörende Geschichte, eine wütend durcheinander geworfene Kollektion von abgerissenen Notizen und bedrückenden Fragmenten, notiert von einer Frau, die, im Nachkrieg geboren, sich eines Tages, fast wider Willen, sagen musste: Mach dir nichts vor. Du bist Jüdin.“

Dies trifft es schon eher, denn die Gedichte, Geschichten, Hörspiele und Essays sind vor allem durch eins gekennzeichnet: ein Durcheinander, Miteinander und Nebeneinander vieler, nicht immer gleich erkennbarer Stimmen. Nicht zufällig arbeitet die Autorin ja auch an Tonwort-Klangimprovisationen. „Unendlich“ - schreibt sie - „und ohne Abschluss bleibt das Beweinen derer, deren Gräber wir nicht finden. Ihre Stimmen, deren Verstummen wir nicht begleiten, leben mit uns. (...) So bin *ich* und zugleich viele; diese. Ob ich das möchte oder nicht. In unseren Familien wurde Angst systemisch, und wir wurden Träger des Traumas.“

Wie z.B. in den Büchern des ehemaligen KZ-Häftlings Jörg Sempruns sprechen die Toten mit den Lebenden und der Autorin. Diese Dialoge und die Bilder, die mit ihnen entstehen, stoßen mit der Normalität des gesamtdeutschen Nachkriegsalltags aneinander: „In meinen Gedanken tauchen die Jahrzehnte auf, die an eine andere Stelle gehören. Ich sollte das nicht machen, sonst wird es mir nicht ge-*

lingen, sachlich zu bleiben.“ Die Derealisierung der nationalsozialistischen Verbrechen durch die Tätergesellschaft und die mit ihr einhergehende Unsichtbarkeit der Opfer, sind der eigentliche Gegenstand ihrer Essays.

Esther Dischereit verfolgt das Weiterwirken der Verbrechen bis in ihr eigenes Leben. Ihre Schilderungen haben keine Schnörkel, sind schroff und direkt: „Ich (...) bin Kind einer Frau, die Nazi-Deutschland mitten unter den Nazis überlebte, eine von diesen unwahrscheinlichen 5000. Sie hörte die *normalen* Vorurteile eines Buchhalters mit Todesfolge, spürte die Macht der Lebensmittelkartenbesitzerin, die Augen der Blockwarte. Nie ist es mir selbstverständlich geworden, in Deutschland jüdisch zu sein. Meine Tochter erzählt laut, zu laut von den Vorbereitungen für Pessach im Kindergarten, wenn wir in der Straßenbahn fahren, und ich schaue nach rechts und schaue nach links. Immer habe ich mich umgesehen.“

Solche Selbstpreisgabe korrespondiert mit einem präzisen Blick auf die Tabus der Tätergesellschaft. Warum eigentlich leben die Ermordeten in der Erinnerung der Überlebenden der zweiten Generation, die Mörder und Mitläufer aber nicht in der Erinnerung der Kinder der Täter: „Die Kinder aus den Reihen derjenigen, die Raul Hilberg *Täter* und *Zuschauer* nennt, die *Mitläuferinnen* und *Mitläufer* und *Täterinnen* gewesen sind - Personen, die in diesem Milieu groß geworden sind, leben auch diese ihre anderen Leute *mit* - oder gelingt es ihnen, sie aus der Biographie zu werfen, wenn sie das wollen?“ Da wäre also noch einiges zu entdecken und auszusprechen.

Welche Erkenntnisse noch zu gewinnen wären, deutet die Autorin z.B. in der Schilderung eines Gesprächs mit dem aus der Emigration in die Bundesrepublik zurückgekehrten Sozialisten und Juden Max Diamant an, der nach dem Krieg in der Internationalen Abteilung der IG-Metall beschäftigt war: „Ich fragte ihn, wie er es in den großen Gewerkschaftsveranstaltungen Ende der sechziger Jahre habe aushalten können - in Abkehr von den Parteien strömten die Menschen den Gewerkschaften in jener Zeit massenhaft zu, und sie erwarteten Unterstützung. Max Diamant sagte: *Ich konnte doch nicht da vorne stehen und fragen: Und du, und du, hast auch du zu den Mördern meiner Brüder gehört, wo warst du?*

Max Diamant war ein wortgewaltiger, kämpferischer Mann, im Spanischen Bürgerkrieg gewesen, später Mexiko. Als seine Stimme brach, sah ich weg, weil ich mich für meine Frage schämte. Ich hatte seine Antwort für eine Tonaufnahme gebraucht. Unser Schweigen ist nicht sendefähig. Ich gab das Band nirgendwohin."

In solchen kurzen Skizzen entsteht in den Essays von Esther Dischereit das Bild der vergesslichen Täternation Deutschland. Auch die von der „versteinerten Linken“ angehimmelte „Klasse“ ist da natürlich nicht ausgenommen. Die zurückgekehrten Soldaten, Polizisten und überhaupt das ganze Personal des arbeitsteilig und industriell durchgeführten Vernichtungsprozesses und Vernichtungskrieges mutierte schließlich auch zu Nachkriegsgewerkschaftsmitgliedern und Funktionären. Dies ist bis heute nicht recht Thema. Ich jedenfalls kann mich nicht erinnern, dass es jemand schon einmal so formuliert hat. Mit ihren Essays befördert die Autorin diese in Vergessenheit geratenen Tatsachen zu Tage: „Ich habe keinen Auftrag von den Toten. Mit meiner Person - mit der Tatsache, dass es mich trotzdem gibt - bleibe ich Spiegel für die Tat und die Unterlassung."

Dabei entsteht dann auch nicht ganz zufällig die Erinnerung an eine Gewerkschaftsidee, wie sie vom wichtigsten Gewerkschaftsjuristen und -theoretiker der Weimarer Zeit,

dem später in die Emigration gezwungenen Franz Leopold Neumann entwickelt worden war: die Gewerkschaften als Menschenrechtsorganisation.² Auch an ihn wird heute nur selten erinnert. Den jüdischen Emigranten wollte man in den deutschen Gewerkschaften nach dem Krieg nicht mehr haben.³ Am Berliner IG-Metall Haus, wo Neumann bis 1933 sein Büro hatte, hängt heute noch nicht einmal eine Plakette. Auf Anfrage weiß dort auch niemand, dass es Franz Leopold Neumann überhaupt gab. Auch er scheint heute ein Unsichtbarer zu sein.

Esther Dischereit entwickelt die Idee im Zusammenhang mit der Rolle der Gewerkschaften in den neuen Bundesländern. Sie könnte aber natürlich auch für die Gewerkschaften nach 1945 gelten: „Ich frage mich, wo ist die Kraft der Gewerkschaften, wenn es um das Unrecht von gestern geht? Wer holt herausgeworfene Regimegegner zurück; wer sorgt für betriebliche Rehabilitierungen; wer sorgt dafür, dass einst diskriminierte Personen bevorzugt werden?" Das sind gute Fragen. Dem Buch ist deshalb nicht nur nicht *nur*, aber *auch* in den deutschen Gewerkschaften eine weite Verbreitung zu wünschen. Man könnte die Autorin ja zu einer Lesung einladen?

*Martin Jander,
Berlin*

2) Franz L. Neumann, Die Gewerkschaften in der Demokratie und in der Diktatur (1935), in: Alfons Söllner (Hrsg.), Franz L. Neumann, Wirtschaft, Staat Demokratie, Aufsätze 1930 -1954, Frankfurt a.M. 1978.

3) Rainer Erd (Hrsg.), Reform und Resignation, Gespräche über Franz L. Neumann, Frankfurt a. M. 1985.

